

verstehe, wenn er ihn die Gerechtigkeit damit begründen lässt, dass der Ungerechte fürchte, entdeckt zu werden (fin.1,50) - und sei es von den Göttern, von deren Furcht Epikur die Menschen doch sonst befreien will: Das sei eine „strategische“ Begründung für den (noch) Außenstehenden gewesen. Der Weise habe ja gar keinen Grund mehr Unrecht zu tun, er habe ja seine Begierden schon entsprechend eingeschränkt, wie Cicero kurz vorher im gleichen Atemzug feststellt. Den hedonistischen Kalkül wiederum erwähnt Hauskeller gar nicht, das Abwägen von Lust und daraus resultierender Unlust. Offenbar tut er das, weil dieser nur für die kinetische Lust von Bedeutung ist, für die Stillung eines Bedürfnisses. Hauskeller aber meint, Epikur habe letztlich nur die katastematische Lust, die ἀταραξία, als Lust angesehen. Warum hat Epikur die kinetische Lust dann überhaupt als Lust bezeichnet? Da befriedigt Hossenfelders leicht verschiedene Lösung dieses schwierigen Problems (s. u.) mehr, die kinetische Lust als Vorstufe der katastematischen Lust und Übergang zu ihr anzusehen. Doch genug der Kritik. Im einzelnen kann und soll auf die Darstellung hier ohnehin nicht eingegangen werden. Für den Leser ist Hauskellers Darstellung recht leicht nachprüfbar, da sie sich, naturgemäß bei Platon und Aristoteles stärker, ziemlich eng an den jeweiligen Texten orientiert.

So weit, so gut. Äußerst verdrießlich ist dagegen, wie Hauskeller mit der griechischen Sprache umgeht. Anacharsis wird zunächst hübsch in Anarchis umbenannt (S. 12 und Register). Die griechische Schreibung, die Hauskeller verwendet, kommt manchmal in grotesker Ungestalt einer. Jegliche Akzente auf den Wörtern fehlen, ο und ω, ε und η, τ und θ gehen ständig durcheinander, so daß es z. B. stets σωφος und σωφια heißt. Im „Glossar griechischer Begriffe“ findet man endlich „ἀντιπεποντος antipeontos - Wiedervergeltung (von ἀντιποιειν antipoiein)“, das Wortungeheuer συμφουηνειν, das offenbar aus dem Infinitiv συνφουηναι herausgesponnen ist, dazu „φραον gleichmütig“ (vielmehr προῶς?) und vieles mehr Unglaubliche. Wer so wenig von griechischer Sprache versteht, muß auch mit der Verwendung griechischer Begriffe seine Schwierigkeiten haben. Wenn Hauskeller (S. 71 Anm.

49) in ἰδέα im Gegensatz zu εἶδος mehr das Sehen als das Gesehene erkennen will, ist das sicher falsch (auch die Bemerkung Gadamer, auf die sich Hauskeller beruft, ist so definitiv nicht). Und die Übersetzung von ἐντελέχεια als „Im-Ziel-Sein“ (S.86 Anm. 11) scheint mir mindestens recht kühn, zumal wenn sie als „wörtlich“ bezeichnet wird. Nur trauern kann man dann, wenn man im Vorwort liest, Hauskeller habe deswegen so häufig auf die griechischen und lateinischen Begriffe verwiesen, weil sie sich oft nur sehr schwer und unter Verlust von Bedeutungsnuancen ins Deutsche übersetzen ließen.

*Cobet, Justus: Heinrich Schliemann. Archäologe und Abenteurer. München: Beck 1997. (Becksche Reihe.2057. Beck Wissen). 128 S. 14,80 DM. (ISBN 3-406-41057-X).*

Heinrich Schliemann hat in späten Jahren erzählt, er habe bereits 1829, als Kind von sieben Jahren, als er mit seinem Vater dessen Weihnachtsgeschenk, Georg Ludwig Jerrers „Die Weltgeschichte für Kinder“, durchblättert und auf ein Bild von Aeneas und Anchises auf dessen Rücken stieß, beschlossen, Troja auszugraben. Das ist heute längst als Selbststilisierung entlarvt. Vor allem William M. Calder III und David A. Traill haben Anfang der siebziger Jahre Schliemann, vielleicht etwas zu gründlich, entmythologisiert. Sein Exemplar von Jerrer jedenfalls hat Schliemann wohl viel später, Traill vermutet 1875, erworben. Cobet zeigt auch, dass Schliemann offenbar immer wieder ganz andere Zukunftspläne hatte. Nach der Eheschließung mit Jekaterina Lyschina im Jahre 1852, die ihm später wenig Glück brachte, will er „St. Petersburg für den Rest meines Lebens zu meiner Heimat machen.“ Und als er seit 1856 daran dachte, sein weiteres Leben den Wissenschaften zu widmen, hieß dies noch nicht Ausgräberei, sondern zunächst Reisen und Besichtigen. Als er dann 1858 seine erste große Reise antrat, beschlichen ihn unterwegs Zweifel, ob die Wissenschaft für einen rastlos tätigen Menschen wie ihn das Richtige sei; und als er schließlich die Dardanellen passierte, ließ sein Reisetagebuch kein besonderes Interesse für Troja erkennen. Noch 1866 erwähnte er zwar

Reisepläne unter anderem nach Troja, fuhr dann aber ans Kaspische und Schwarze Meer. Erst 1868 begab er sich, mit Murrays „Handbook for Travellers in Greece“ von 1854 in der Hand, auf die Spuren Homers, landete aber zuerst auf Ithaka und erlebte dort eine peinliche Situation, als er, „bis auf's Hemde“ entkleidet, Odysseus nachspielte und so auf erntende Frauen traf. In Troja folgte er zunächst der These, Troja habe bei Bunarbaschi gelegen. Erst der Archäologe Frank Calvert, der schon einmal auf dem Hügel von Hissarlik gegraben hatte, dem aber die Mittel für weitere Forschungen fehlten, wies Schliemann auf diesen Ort hin. Schliemann ließ sich begeistern. Nachdem er sich früher über die (neuen) Grabungstechniken Fiorellis in Pompeji mokiert hatte, bei denen der Schutt nicht schnell genug weggeräumt werde, wies Calvert ihn auch in die Stratigraphie ein, die Schliemann später zu seinem und der Wissenschaft Nachteil häufig vernachlässigte. Schliemann grub also - und wurde berühmt. Es folgten Pläne über Pläne, Grabungen über Grabungen. Die Karte im Anhang des Buches zeigt 25 Orte, an denen Schliemann grub, manchmal nur einen Tag, und vier weitere, an denen er es plante, aber teilweise, wie in Olympia und Delphi, nicht durfte.

Cobet zeichnet also das Leben Schliemanns mit all seinen Brüchen knapp und informativ auch aufgrund eigener Forschungen nach und konfrontiert es immer wieder mit seiner späteren Selbststilisierung. Dennoch fand ich seine Darstellung merkwürdig unbefriedigend. Schliemann erscheint in ihr bizarr, fast unverständlich. Was trieb ihn an? Cobet sieht den Zeitgeist in ihm wirken: „Ein Charakteristikum gelungener bürgerlicher Biographien blieb die Verbindung einer wirtschaftlich erfolgreichen Profession mit dem lebendigen Interesse an Künsten und Wissenschaften, gar die Abkehr von den Geschäften und die Erfüllung in einer zweiten Lebensphase.“ (S.46) Das erklärt gewiss manches. Cobet weist auch viele Parallelen zu der Gestalt Peer Gynts in Ibsens Drama nach. Das ist zwar verblüffend, zeigt jedoch nichts von Schliemanns persönlichen Motiven. Psychoanalytische Deutungen spricht Cobet nicht an, wohl nicht zum Schaden seines Buches. Aber ließ sich in dem zahlreichen publi-

zierten Briefwechsel nicht mehr finden? Suchte Schliemann lediglich Ruhm und Erfolg auf einem neuen Gebiet, nachdem er des Kaufmannslebens überdrüssig geworden war? Merkwürdig ist doch auch seine Attitüde gegenüber anderen Archäologen, ja Altertumswissenschaftlern, als schwätzten sie alle nur Unsinn daher, während nur er selbst im Besitz der Erkenntnis sei. Auch fehlt eine zusammenfassende, ausgewogene Würdigung dessen, was Schliemann auf dem Gebiet der Archäologie geleistet hat oder auch nicht. Allzu häufig erscheint er als bloßer Bramarbas. Dann aber bleiben die teilweise überschwenglichen Ehren, die ihm zuteil wurden, nicht recht verständlich. Eine Frage eher am Rande: Wie stand es wirklich mit Schliemanns Sprachenkenntnis? Gewiss konnte er sich mit stупender Geschwindigkeit in eine Sprache einarbeiten. Aber manches zeitgenössische Zeugnis, das Cobet zitiert, scheint darauf hinzudeuten, dass die Qualität nicht immer Schritt damit hielt.

Eine Nebenbemerkung: Cobets Sprache hält nicht überall mit der Einfachheit und Präzision Schritt, die die anderen Bände von „Beck Wissen“ auszeichnet. Mir kommt zum Beispiel zu häufig das Wort „Anmutung“ vor. In Dudens Deutschem Universalwörterbuch wird es nur in einer Bedeutung genannt, die hier nicht gemeint ist: Zumutung.

*Winkler, John J.: Der gefesselte Eros. Sexualität und Geschlechterverhältnis im antiken Griechenland. [The constraints of desire, dt.] A. d. Amerik. v. Seb. Wohlfeil. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1997 (dtv 4711). 423 S. 38,00 DM (ISBN 3-423-04711-9).*

Anders als Carola Reinsbergs Buch über „Ehe, Hetärentum und Knabenliebe im antiken Griechenland“, das nüchtern die überlieferten Fakten zusammenträgt, versucht Winkler, hinter sie zu schauen. Eine seiner Grundüberzeugungen ist, daß gesellschaftlich anerkannte Konventionen - Winkler spricht lieber von Protokollen - nicht mit der gelebten Wirklichkeit übereinstimmen müssen. In Griechenland beruhten die Protokolle auf einer „Nullsummenkonkurrenz“, die allgemein kennzeichnend sei für mediterrane Männer-